

Allitera Verlag

Herbert Asbeck

Corrida

Ein Andalusien-Roman

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter
www.allitera.de

Die Übersetzung fremdsprachiger Begriffe findet sich in
einem Glossar am Ende des Buches.

September 2011

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2011 Buch&media GmbH, München

Illustratorin: Bettina Himmes, Ratingen

Umschlaggestaltung: Alexander Strathern, München

Printed in Germany

ISBN: 978-3-86906-178-8

1.

Don Enrique tritt ans Fenster seines Büros und blickt auf die Uhr. Längst müsste Manuela mit den Männern zurück sein. Selbst auf Viento, dem alten Hengst, sind es von der Dehesa nur knappe zehn Reitminuten. Er greift zum Telefon und tippt eine Nummer.

»Juan, was ist? Seid ihr vom Pferd gefallen?« – »No, Patrón. Aber wir haben das Tier.« – »Und?« – »Ich warte auf Jorge. Wir brauchen den Wagen.« – »Gut, aber beeilt euch!« – »Claro, Patrón, bis gleich.«

»Ein Glück, dass Isabel das nicht jeden Tag mitbekommt«, denkt Don Enrique. Doch spätestens heute Abend wird sie anrufen und fragen, wie es ihm und vor allem Manuela auf dem Cortijo ergangen sei. Und ihre Stimme klingt wieder besorgt, wenn sie hört, dass Manuela die meiste Zeit bei den Tieren war. »Manuela muss lernen!«

»Aber das tut sie doch«, wird er antworten. Manuela ist die einzige Tochter und der Stolz ihres Vaters.

Nicht dass Don Enrique den beiden Söhnen weniger zugetan wäre. Doch mit Leandro, dem Ältesten, der einmal sein Nachfolger werden soll, gab es oft heftigen Streit. Meist ging es dabei um die Zukunft des Anwesens. Aus Trotz war er nach dem Wehrdienst freiwillig beim Militär geblieben. Seither jagt er als Kampfpilot in einem dieser rasenden Flugzeuge vermeintliche Feinde und übt hoch über seinem Kopf die Technik des Kriegsspiels.

Bei Rafael, dem Jüngeren, zeigte sich früh ein empfindsames Gehör für Töne und Klänge. Auch ließ sein feingliedriger Wuchs bald erkennen, dass er für ein Landleben nicht geschaffen war. Und so lebt er mit seiner Mutter die meiste Zeit in Sevilla. Dort führt Doña Isabel ein offenes Haus und pflegt als Botschafterin der Familie den Kontakt zur Gesellschaft der Stadt.

Don Enrique sieht, wie sich Reiter hinter der Hecke nähern. Ihre Köpfe tanzen im Rhythmus des fliegenden Pferdegallops. Und weiter zurück zeigt ihm die Staubfahne, dass ihnen der Wagen folgt.

»Da seid ihr endlich!«, ruft er dem Mayoral entgegen.

Schon Juans Vater war hier auf Torocolinas Chef der Vaqueros.

»Wo ist Manuela?«, fragt Don Enrique, als er ihr Pferd ohne die Reiterin sieht. »Hinten auf dem Wagen, Patrón.«

Gerade steigt Jorge aus dem Fahrerhaus und öffnet die Ladeklappe. Auf dem Boden kauert Manuela und hält den Kopf eines zitternden Kalbs.

»Papá, sag, dass es nicht wahr ist! Juan meint, das Kleine müsse jetzt sterben. Es kommt nicht in den Schlachthof?! Versprichst du mir das?«

Don Enrique sieht zu den Männern hinüber. Doch jeder blickt in eine andere Richtung.

»Was ist mit der Kuh?«, will Don Enrique wissen.

»Alles in Ordnung, Patrón. Sie ist noch schwach auf den Beinen, steht aber schon wieder in ihrer Herde.«

»Habt ihr's versucht?«, fragt Don Enrique und zeigt auf das Kalb.

Der Mayoral zuckt die Achseln.

»Nichts zu machen. Die Alte nimmt ihr Junges nicht an.«

»Aber warum nicht, Papá?«, schluchzt Manuela.

»Das gibt es. Bei Menschen und Tieren.«

»Ich bin mir ganz sicher: Er wird einmal ein großer, tapferer Stier!«

»Ist es wirklich ein ...?«

»Sí, es un macho. Ja, ein Stier«, antwortet der Mayoral. »Aber einer wie der taugt nicht für die Corrida. Ein ›Toro Bravo‹ braucht ein Muttertier mit Charakter. Und die andern ...«

Das wissen hier alle auf dem Cortijo. Jedes der Jungtiere muss seinen Platz in der Herde finden und lernen sich zu behaupten. Bis dann der Mensch eingreift.

»Papá, der kleine Stier darf nicht sterben!«, fleht Manuela und streicht über den Kopf des verängstigten Tiers. »Ich verspreche dir, ich werde ...«

»Sagt Pilar, sie soll Milch warm machen!«, befiehlt Don Enrique. »Und seht zu, dass ihr auf Torocolinas eine Babyflasche auftreibt!«

»Sí, Patrón.«

Der Mayoral winkt die Vaqueros heran.

»Versorgt die Pferde und reibt dann das Tier gründlich ab!«

Er selbst geht zu seinem Haus hinüber. Direkt neben den Pferdeställen lebt er mit seiner Familie.

»Pilar! Pilar!«, ruft Manuela.

Bald darauf erscheint eine Frau in der Tür.

»¿Qué pasa? Was ist?«

»Wir brauchen warme Milch für den kleinen Stier. Aber beeil dich!«

Die Frau im Türrahmen versteht. Eilig geht sie ins Innere zurück. Pilar hat in der Küche das Sagen. Und für die Leute auf dem Cortijo ist sie die gute Seele des Hauses. Sie hat Manuela als Kleinkind gefüttert und ihr kühle Wickel auf die glühende Haut gelegt, wenn sie Fieber hatte.

»Schade, dass Pilar ohne Mann ist«, hatte Don Enrique gesagt. »Sie wäre eine sehr gute Mutter.«

Doch Pilar hat ein Gebrechen, das die Männer verlegen zur Seite sehen lässt, wenn sie einen längeren Blick in deren Augen wagt. Sie hinkt. Wie oft hat sie vor dem Bild der Jungfrau eine Kerze entzündet und um Fürbitte beim alle Welt heilenden Sohn gefleht und dann lange ihr zu kurz geratenes Bein betrachtet, ob der nicht ein Einsehen hätte und das fehlende Stück zwischen Enkel und Wade nachwachsen ließe. Doch das Wunder blieb aus. Obwohl sich der Himmel ihrem sehnlichen Wunsch versagt, den an ihr unvollendet gebliebenen Schöpfungsakt zu einem guten Ende zu führen, liegt fast alle Tage ein mildes Lächeln auf ihrem Gesicht. Einzig die Stellung der Mundwinkel zeigt gelegentlich den Wandel ihrer Stimmungen an. Doch die Proportionen ihres Körpers gerieten mit der Zeit durch ihren humpelnden Gang aus der Balance. Einmal konnte Manuela beobachten, wie Pilar sich im Spiegel betrachtete und dabei weinte. Sie stand auf ihrem normal gewachsenen Bein und rückte die Höhe ihrer Schultern so lange zurecht, bis beide in einer Ebene lagen.

Dann zupfte sie ihre Schürze glatt, um sich zu vergewissern, ob ihre Brüste darunter ihre makellos weibliche Wölbung an der richtigen Stelle zeigten. Manuela erinnert sich, was ihre Mutter einmal sagte: »Wenn sie das mit dem Bein nicht hätte, Pilar wäre das vollkommene Modell für ein Abbild der himmlischen Jungfrau.«

Ein Junge rennt aus dem Haus des Mayoral und springt auf die Pritsche des Wagens. »Miguel, verstehst du das? Eine Mutter lässt ihr Neugeborenes einfach im Stich!«, schluchzt Manuela. »Sieh mal, es ist doch ganz hilflos.«

»Lass mal sehen!«

Miguel betastet das Tier, vor allem die Stellen am Kopf, aus denen einmal die Hörner wachsen.

»Ein schöner Stier«, sagt er und nickt anerkennend. »Aus dem kann was werden.« Miguel ist von den Söhnen des Mayoral der Älteste. Es ist Tradition, dass der einmal dessen Nachfolger wird. Doch in seiner freien Zeit übt er sich im Stierkampf. »Ich werde mal ein berühmter Torero!«, hat er erst kürzlich verkündet. Manuela sah ihn schon im Glitzerkostüm in der Arena. Miguels großes Vorbild ist »Juanito«. Wie es heißt, soll er nach Ende der Stierkampf-Saison nach Torocolinas kommen und dort einige Wochen verbringen.

»Was mach ich jetzt mit der Milch? Sie ist warm!«, ruft Pilar.

Maria, die Frau des Mayoral, steht am offenen Fenster ihres Hauses und hält eine Babyflasche in die Höhe.

»Hier, sie ist noch von Pedro, unserem Jüngsten. Ich brauch sie nicht mehr. Miguel bringt sie dir. Miguel!«

Der stöhnt und verdreht vor Manuela die Augen.

»Mütter!«, raunt der und gehorcht.

Der kleine Stier schläft.

»Papá, er hat richtig getrunken. Genauso, als wenn ich seine ...«

»Als wenn ich seine Mutter wäre«, will Manuela sagen. Doch dann erschrickt sie. Mutter sein ist doch etwas ganz anderes. Vom Leben auf dem Cortijo weiß sie, dass Kühe – genauso wie Menschen – neun Monate lang trächtig sind. Da wächst tief im Innern ein Kalb oder ein Kind heran, bis es ihm zu eng in der Finsternis wird und den Weg ans Licht in die Freiheit sucht. »Alles hat seinen Anfang und sein Ende«, sagen die Erwachsenen. »Für uns Menschen endet alles auf dem Friedhof«, hat ihr Tío Felipe erklärt. Doch im Religionsunterricht sagte der Lehrer: »Im Himmel, aber nur wenn ihr schön artig seid.« Aber wie und wo hat das Leben seinen Anfang? Mamá hat ihr von der winzigen Eizelle im Bauch der Mutter erzählt, die dann ständig wachse. Manchmal gebe es sogar zwei oder drei Zellen gleichzeitig, oder eine einzige Zelle teile sich plötzlich in zwei, und es würden Zwillinge oder Drillinge geboren. Jedoch unbeantwortet blieb Manuelas Frage, wie die Zelle oder Zellen denn wüssten, dass sie jetzt wachsen müssten. Gleich danach war sie mit Miguel auf die Dehesa zu den Herden geritten. Sie sah, wie ein Stier eine Kuh besprang. Sie war fassungslos.

»Der Stier macht der Kuh jetzt ein Kalb«, war Miguels Erklärung, und er wurde dabei nicht einmal verlegen. Seither war sie sich sicher: So etwas käme für sie als Mensch nie infrage.

»Was passiert jetzt mit ihm?«, fragt Manuela.

»Zu allererst braucht das Stierbaby einen Namen«, antwortet der Mayoral. »Was schlägst du vor?«, fragt Don Enrique.

»Ein Findelkind bekommt meist den Namen der Ziehmutter.«

»Aber das Tier ist ein Macho«, hält Don Enrique dagegen. »Manuela« geht also nicht.«

»Manolito!« Warum nennen wir ihn nicht »Manolito?«, jauchzt Manuela. »Ja, er heißt ab sofort »Manolito!««

»Und jetzt müssen wir einen Platz für ihn finden. Möglichst nah bei der Ziehmutter«, sagt Don Enrique.

Manuela mag, wie der Vater ihr dabei zulächelt.

»In einer Pferdebox neben der von Viento ist Platz«, sagt der Mayoral.

Viento hat als Arbeitspferd ausgedient. Er genießt auf dem Cortijo den Ruhestand. Lange war der Hengst Tío Felipes Reitpferd. Beide sind in die Jahre gekommen. Draußen auf der Dehesa ist Tío Felipe nur noch selten zu sehen. Meist bleibt er auf Mirafior, der kleinen Finca auf dem Gelände von Torocolinas bei seinen Rosen. Und bei Rosita, der Gitana. Deren Erscheinen führte vor Jahren zum Zwist mit Manuelas Großvater, Tío Felipes Bruder. Lang ist das her. Manuela kennt die Großeltern nur aus Erzählungen. Großvater hatte einen tödlichen Reitunfall. Später starb aus Gram auch die Großmutter. Jetzt darf Manuela auf Viento reiten, so oft sie will. Don Enrique weiß, dass für das Pferd die wildesten Jahre vorüber sind.

»Aber wenn du zu den Stieren auf die Dehesa reitest, nie allein! Hast du verstanden?«

»Claro, Papá.«

Der Motor jault leiernd, als der Wagen mit dem Stier und dem Mädchen zu den Stallungen rollt. Der Mayoral und seine Reiter folgen. Vor dem Stalltor winkt er einem der Vaqueros. Der steigt vom Pferd und nimmt das zappelnde Tier auf den Arm.

»Tranquilo, hombre, tranquilo«, beruhigt er Manolito.

»Reib ihn vorsichtig ab und bring ihn zu den Pferden. Du weißt, in die Box neben Viento.«

Manuela springt vom Wagen und folgt dem Vaquero.

»Das mit dem Abreiben mach ich!«, ruft sie hinter ihm.

Abends sitzen die Vaqueros draußen beisammen. Don Enrique hat Wein und Fleisch spendiert. Unter dem Grillrost lodern kleine, züngelnde Flammen, die einer der Männer mit einem Blasebalg anfacht. Zischend tropft Fett in die Glut.

»Wir feiern die Taufe des kleinen Manolito«, ruft der Mayoral Tío Felipe zu, als der vom Pferd steigt.

»Weiß schon.«

»Wo bleibt Rosita?«, fragt Don Enrique.

»Sie soll tanzen!«, sagt einer der Vaqueros und klatscht rhythmisch in die Hände. »Rosita hat noch im Haus zu tun. Das nächste Mal kommt sie bestimmt.«

»Wo ist Manuela?«, fragt Tío Felipe.

»Im Stall bei dem Tier. In der Box neben Viento.«

Wortlos stapft Tío Felipe zu den Stallungen.

Viento wiehert, als er seinen alten Reiter bemerkt. Der streicht über die Mähne des Pferds.

»Warst immer ein treuer Kamerad, Viento. Mach's gut.«

Dann geht er eine Tür weiter. Im abgeblendeten Licht einer Lampe sieht er Manuela, wie sie auf dem Boden kauert und den Kopf des schlafenden Stierbabys hält.

»Pst! Manolito braucht Ruhe«, ermahnt sie den Großonkel.

»Willst du jetzt für alle Zeit mit ihm hier im Stroh hocken? Da kennst du Doña Isabel, deine Mutter, schlecht! Oder Pilar! Sie werden dich an den Haaren aus dem Stall zerren.«

»Aber wer außer mir hat auf dem Cortijo schon Zeit für ein Flaschenkind? Es wird elend verhungern. Du willst doch auch, dass Manolito ein Toro Bravo wird?!«

»Dein Manolito ist aber kein Streichtier für kleine Mädchen. Er wird seine Mutter vermissen. Auch eine Tiermutter gibt ihrem Kind Wärme.«

»Seine aber nicht!«

»Eine Kuh, die auf der Weide gekalbt hat, leckt ihr Jungtier liebevoll ab.«

»Das hat seine Mutterkuh aber nicht getan. Ich habe es abgerieben.«

»Ein Toro braucht in seiner Jugend die Herde wie du deine Familie. Er muss von ihr lernen ...«

»Du willst nicht glauben, dass ich ihm eine gute Ziehmutter bin.«

»Ich glaub's ja. Aber du hast kein braunes Fell und dir sind auch keine Hörner gewachsen. Du bist ein Menschenkind, Niña.«

»Gerade darum werde ich für Manolito sorgen. Wir Menschen tragen doch auch für die Tiere Verantwortung.«

»Ja, ja. Sicher werden wir eine Lösung finden.«

»Aber er kommt nicht in den Schlachthof! Dann seht ihr mich nie wieder.«

»¡Chinchín, becerro! Ein Prost auf den vierbeinigen Nachwuchs der tapferen Stiere von Torocolinas!«, lallt ein Vaquero und hebt den Weinkrug in Richtung auf Manolitos Pferdebox.

»¡Esta vaca maldita! Diese verdammte Kuh!«, ruft ein anderer und spuckt auf den Boden.

Die Männer empört das herzlose Muttertier, das sein Neugeborenes dem Schicksal überlassen hat.

»Weiber!«, drückt ein anderer seine Verachtung aus.

Sein Nachbar stößt ihn in die Seite und zeigt auf Manuela, die neben Tío Felipe sitzt. »¡Vivan los toros bravos! Es leben die tapferen Stiere!«

Der Krug kreist. Im Lichtschein des Feuers blitzen Augen und Zähne, wenn die Männer mit einer Hand den Henkel fassen und mit einem Schwenk den Krug auf dem gewinkelten Arm ablegen, bis vorn aus der winzigen

Öffnung ein praller Weinstrahl zwischen ihre geöffneten Lippen in den Rachen schießt. Das Feuer wirft seinen rot flackernden Schein auf die Gesichter und verzerrt sie zu gespensterhaften Grimassen. Jeder wartet darauf, ob dem Trinker nicht doch ein Weinspritzer daneben ginge. Ein Gejohle wie nach einem Fußballtor wäre die Folge. Doch alle sind es gewohnt, sich bei der Tageshitze sogar im Sattel auf diese Art zu erfrischen. Ein jeder genießt in der Abendluft diese Labsal mit glucksenden Schlucken, bis ein wohliges Stöhnen anzeigt, dass die eigene Talsperre bis zum Überlaufen gefüllt ist. Jemand will auch Manuela den Krug zum Trinken reichen.

»¡La chica no! Das Mädchen nicht!«, fährt der Mayoral dazwischen.

»Wo bleibt dein Sohn?«, fragt der Zurechtgewiesene und grinst.

»Miguel kümmert sich um die Pferde.«

Von den Stallungen ist das Stampfen von Pferdehufen zu hören.

»¡Viva Miguel, el matador más grande de Torocolinas!«, grölt der Mann.

»Hoch lebe Miguel, der größte Matador von Torocolinas!«

»Halt dich zurück, Compañero!«, raunt sein Nachbar.

In der Runde weiß jeder, dass der Sohn des Mayoral seinen eigenen Jugendtraum weiterträumt und einmal als Torero in der Arena stehen will.

»Miguel wird einmal Mayoral wie sein Vater«, dämpft der Mayoral die Erwartungen. »Und bis dahin muss er noch viel lernen.«

Don Enrique tritt in den Kreis. Er kommt von seinem Rundgang zurück. Abends sieht er nach, ob alle Türen und Tore geschlossen sind. Cato begleitet ihn. Cato hat ein goldgelbes Fell und herabhängende Ohren. »Ein schönes Tier«, hatte sogar Doña Isabel gestaunt. »Nur, warum müssen diese Hunde immer so traurig blicken?« Als Don Enrique einen Hund für die Jagd suchte, hatte Manuela darauf bestanden, ihn zum Züchter zu begleiten. Cato, damals als Welpen noch namenlos, war mit dem Schwanz wedelnd auf Manuela zugesprungen. »Nehmen Sie den!«, riet der Züchter.

»Die Rasse ist ideal für die Jagd. Und ein Gewinn für die ganze Familie. Dieser Kleine hier scheint Ihre Tochter besonders zu mögen.« Der Kauf war besiegelt. Schon am ersten Tag auf Torocolinas bekam der kleine Hund seinen Namen. »Wir nennen ihn Cato!«, hatte Don Enrique entschieden. Cato wuchs. Aus dem Welpen wurde ein stattlicher Hund.

»Ist Ihnen Miguel begegnet?«, fragt der Mayoral Don Enrique.

»Nein, niemand. In den Ställen ist alles ruhig.«

»Kann ich zu ihm?«, fragt Manuela und reckt ihren Kopf zu den Stallungen hin.

»Nein. Lass ihn schlafen. Sein erster Tag war für deinen neuen Freund Manolito eine arge Tortur.«

Don Enrique nimmt den Mayoral beiseite.

»Wir müssen reden, Juan. Das mit der Kuh heute Morgen gefällt mir nicht.«
»Weil sie ihr Kalb nicht ...?«

»Es könnte doch sein, dass ...«

»No, Patrón! Eine ›vaca loca‹ auf Torocolinas? Hier eine ›verrückte Kuh?‹
»Überall in der Welt gibt es Fälle.«

»Aber nicht auf unserer Dehesa. Unmöglich!«

»Trotzdem! Ich werde den Veterinär rufen. Er soll das Tier untersuchen. Sonst gibt es Ärger mit der ›Guardia Civil. Halte dich morgen bereit! Aber nichts zu den andern, verstanden?«

»Sí, Patrón.«

In klaren Nächten wie dieser steigt Don Enrique gern auf den Turm, um am Himmel dem Lauf der Sterne zu folgen.

»Komm, Cato! ¡Vámonos!«

Gehorsam tapst der Hund hinter seinem Herrn die Stufen hinauf. Erschreckt fliegt ein Nachtvogel auf. Cato knurrt.

»¡Cállate! Sei still!«

Um Beute zu apportieren, ist es zu früh. Erst später im Herbst kommen die Jäger. Von der überdachten Plattform reicht am Tag der Blick über die Ländereien von Torocolinas bis weit nach Sevilla und auf die Hänge der Sierra Morena. Jetzt ist am Nachthimmel nur der Lichtschein der Stadt zu sehen. Unter einem der Dächer nahe der Giralda wird sich zu dieser Stunde Doña Isabel auf die Nachtruhe vorbereiten. Ob sie vor dem Einschlafen an ihn und Manuela denkt? Don Enrique greift in die Tasche zum Telefon.

»¡Diga!«, kommt es schwach von der anderen Seite. »Hallo!«

»Ich bin's, Enrique. Wenn du deinen schönen Hals ganz lang machst, kannst du mich hier auf dem Turm sehen.«

»Du machst Scherze!«

»Ich wollte nur deine Stimme hören und wissen, wie es dir geht.«

»Ach, weißt du, es war ein sehr anstrengender Tag ...«

Und dann erzählt Doña Isabel, dass an diesem Tag endlich der Flügel für Rafael gekommen sei und wie sich die Männer des Lieferanten abgeplagt hätten, das schwere Instrument ganz ohne Kratzer über die Treppe in den Salon zu tragen.

»Gleich danach kam schon der Klavierstimmer, und Rafael hat traumhaft gespielt. Du musst ihn hören, wenn du am Samstag kommst. Am Abend ha-

ben wir Gäste ...« Und dann zählt sie alle Besucher auf, die ihn am Wochenende im Stadthaus der Familie erwarten. Er versucht sie zu unterbrechen. Er will ihr sagen, dass er mit ihr und den Kindern gern einmal allein wäre. Aber da sagt sie schon ihr »Ich bin so müde« und legt mit einem »Adiós, mein Lieber« auf. Don Enrique atmet tief und blickt mit dem Fernglas zum Himmel. Zu gern wüsste er, ob ihm die Sterne auch im kommenden Jahr wieder einen Teil ihres silbrigen Glanzes bescheren werden.

2.

Tío Felipe, ist Manuela bei euch?« Don Enriques Stimme klingt aufgeregt. – »No. Sie müsste doch längst in der Schule sein.« – »Aber da ist sie nicht!« – »Sieh mal bei den Tieren nach.« »Wenn das Isabel erfährt!« – »Sei ein Mann. Und frag nicht immer, was deine Frau denkt.« Tío Felipe legt den Telefonhörer auf.

»Wer war das?«, fragt eine Frauenstimme. »Enrique. Er sucht Manuela.«

»Und was war das mit den Frauen?«

»Das Übliche. Es taugt nicht, wenn Frauen ihre Männer allein lassen.«

»Hast du Angst, dass ich dir davonlaufen könnte?«

»Lass das! Mit den Gefühlen eines Spaniers spielt man nicht. Denk an diese Carmen in der Oper.«

»Die aus der Zigarettenfabrik?«

Eine Frau mit blutrot geschminkten Lippen steht vor ihm und sieht ihn prüfend an.

»Rosita«, sagt er und versucht sie zu umfassen. »Du bist so schön wie eh.«

Sie weicht ihm aus.

»Lüg nicht, Felipe! Die weißen Haare auf meinem Kopf sind nicht mehr zu zählen. Und meine Haut ist faltig wie die Erde der Sierra Morena.«

Don Felipe streicht über seinen Oberlippenbart.

»Vom männlichen Stolz ist nur der geblieben.«

»Jammer nicht, Alter! Lass uns tanzen.«

Noch bevor die Vaqueros am Morgen auf die Dehesas reiten, läuft Don Enrique zum Mayoral.

»Ist Manuela da?« – »Manuela? Die Kinder sind doch zur Schule, Patrón. Wie immer.« – »Aber da ist sie nicht angekommen. Ich habe angerufen.« – »¡Madre de Dios! Hier war sie jedenfalls nicht.« – »Ich sehe bei den Pferden nach. Übrigens, um elf kommt der Tierarzt. Warte hier auf mich. Wir nehmen den Wagen.« – »Sí, Patrón. Um elf.«

Don Enrique rennt zu den Ställen. Cato begleitet ihn. Vor dem Stalltor bleibt der Hund stehen und bellt.

»Cato, sei still! Du machst die Pferde scheu!«

Der Hund verstummt. Statt des Bellens ist leise eine Melodie zu hören, eine Mädchenstimme, die ein Kinderlied singt.

»Manuela!«

Vor Manolito kauert auf den Stroh seine Tochter und flößt dem kleinen Stier warme Milch ein. Der saugt sie gierig aus der Flasche.

»Wie kannst du nur!«

Doch statt einer strengen Maßregelung des Vaters folgt sein ratloses Kopfschütteln. »Wie kannst du mich so erschrecken?«

»Du weißt doch, ich bin Mutter geworden. Und als Mutter lässt man sein Kind nicht im Stich!«

Wie eine bittere Anklage klingt das in Don Enriques Ohr. Ob Manuela die eigene Mutter auf dem Cortijo vermisst?

»Am Samstag fahren wir nach Sevilla zu Mamá und Rafael«, versucht er das Kind zu beruhigen.

»Und was geschieht dann mit ihm?« Sie zeigt auf Manolito. »Darf er mitkommen?«

»Nein, Manolito gehört nicht in die Stadt. Aber wir finden eine Lösung für ihn.«

»Warum kommt Mamá nicht zu uns?«, fragt Manuela und unterdrückt ihre Tränen. Genau darüber gab es vor Jahren oft mit Doña Isabel Streit. »Ein Stierzüchter und seine Familie gehören zusammen aufs Land!«, hatte er sich erregt. Doch sie hatte nur mit dem Finger geschnippt und war in Flamencomanier aus dem Zimmer gestampft. Kurz darauf verkündete Isabel, sie würde mit Rafael ins Haus nach Sevilla ziehen. Das stünde ohnehin leer. Und er könne ja an den Wochenenden mit Manuela zu ihnen in die Stadt kommen.

Im Vergleich zur Familie des Patrón lebt die des Mayoral eher ärmlich. Doch bietet ihr bescheidenes Haus bei den Stallungen ein sicheres Dach. Und zu essen gibt es dort für alle genug. Wenn jemand erkrankt, kommt der Arzt. In den Jahren ihrer Ehe hat Maria, die Frau des Mayoral, sogar eine kleine Summe zurückgelegt. Sie erzählt davon niemandem. Miguel, ihren Ältesten hält sie häufig an, bei den Mahlzeiten kräftiger zuzulangen. Er ist drahtig, fast dürr. Er müsse mehr essen, wie es sich für einen angehenden Vaquero und dessen harte Arbeit gehöre.

»Ich werde kein Pferdeknecht!«, antwortet er jedes Mal. »Ich werde Torero!«

Er weiß, ein Torero hat biegsam zu sein wie eine Gerte, um den Hornstößen

des angreifenden Stiers auszuweichen. Elegant müssten seine Drehungen sein, wenn der hornbewehrte Tod ihn mit wütendem Stampfen fast streift und sein beherrschtes Gesicht keine Regung von Furcht zeigt. Eine Reihe tollkühner Faenas will er seinem Publikum bieten, dass der Menge auf den Rängen vor Schreck und Ehrfurcht die Olé-Rufe im Hals stecken blieben. Denn immerhin trüge er, Miguel, einen großen Namen! Ein überall bekannter Torero zu sein, bedeutet Ruhm und Reichtum. Ein Landgut wird er kaufen, größer als Torocolinas und Arme und Wohlhabende zu seinen Festen laden. Noble Limousinen werden vor seinem Haus in der Sonne glänzen und alle Besucher, vor allem die Damen, ihn, den Matador ohne Furcht und Tadel, beklatschen. Und er wird Manuela heiraten. Vor dem Portal der Kathedrale das bunte Spalier der Picadores, der Banderillos und der anderen großen Toreros, die neidvoll auf ihn und seine ganz in Weiß gekleidete Braut blickten ...

In der Haustür steht seine Mutter im Arbeitskittel. Miguel sieht hinter ihr die getünchte Fassade. Vom glanzvollen Spalier keine Spur.

»Du kommst spät«, begrüßt ihn Maria.

»Hab nach der Schule Freunde getroffen«, sagt er missmutig. »Ist Vater da?«
»Nein. Sie sind alle draußen bei den Stieren.«

»Wer, alle?«

»Don Enrique, der Veterinario und er.«

»Hm«, brummt Miguel und geht ins Haus.

»Wir müssen Manolito noch ins Geburten-Register eintragen«, sagt Don Enrique. Der Mayoral nickt. Jetzt im September beginnen auf Torocolinas die trächtigen Kühe zu kalben. Über alle diese Geburten muss Buch geführt werden. Auch für die Elterntiere gibt es eine Rubrik in den Listen. Banken und Staat nutzen die Eintragungen, um den Viehbestand zu bewerten. Die einen, um die Kreditwürdigkeit des Zuchtbetriebs festzustellen. Der andere, um Abgaben einzufordern. Don Enrique stöhnt beim Gedanken an bald fällige Steuern. Er wird mit dem Chef seiner Bank reden müssen. Flüssige Mittel sind in der Landwirtschaft seit jeher knapp.

Er blickt auf die Uhr.

»Unser Tierarzt kommt spät!«

Auch der Mayoral ist unruhig.

»Ich muss mit den Vaqueros die Zäune kontrollieren, Patrón.« – »Ich weiß. Aber das hier ist wichtig.« – »Um die Gesundheit der Herden sollten Sie sich keine Sorgen machen, Patrón. Bei uns sind die Tiere nicht eingepfercht wie anderswo in der Welt. Sie leben das ganze Jahr über in Gottes freier Natur.« – »Auch da kann sie der Blitz treffen«, wirft Don Enrique ein. – »Verrückt wer-

den bei uns die Tiere aber nur, wenn ihnen der Mensch zu nahe kommt. Es sind eben Andalusier«, versucht der Mayoral, seinem Chef die trüben Gedanken zu vertreiben. – »Ich glaube, er kommt.« – Don Enrique blickt durchs Fenster. »Gehen wir!«

»¡Buenas tardes, Ramón!,« begrüßt er den Tierarzt und tippt mit dem Zeigefinger auf seine Armbanduhr. »Guten Nachmittag!«

»Ah, du übertreibst, Amigo. ¡Buenos días! Es ging nicht früher. Bei deinen Nachbarn gab's bei einer Kuh böse Koliken. Die Vaqueros dort hatten Mühe, mir die anderen Tiere vom Leib zu halten.«

»Und?«

»Mach dir keine Gedanken. Es war nichts Epidemisches.«

Beide Männer kennen sich seit ihrer Schulzeit. Neuigkeiten aus den Familien werden ausgetauscht. Nicht zu viele. Auch alte Freunde wahren hier einvernehmlich Distanz.

»Wir fahren mit meinem Wagen«, bestimmt Don Enrique und setzt sich ans Steuer. Der Tierarzt nimmt neben ihm Platz. Der Mayoral zögert.

»Worauf wartest du?«, fragt Don Enrique.

»Ich kann mit dem Pferd nachkommen, Patrón.«

»Steig ein! Du kannst derweil Dr. Valderas vom Zustand unserer Herden berichten.« Der Geländewagen schüttelt die Insassen bei der Fahrt über die holprigen Feldwege. Der Tierarzt stellt Fragen. Der Mayoral antwortet.

»Nein, bei den Tieren gibt es nichts Auffälliges. Nur die Kuh, die ihr gerade geborenes Stierkalb nicht an sich ranließ.«

»Das kommt vor. Warum, weiß niemand. Vielleicht die Hormone,« beruhigt Dr. Valderas.

Am Gatter warten schon die Vaqueros. Der Mayoral hatte sie herbefohlen, um die anderen Kühe und Kälber bei der tierärztlichen Untersuchung auf Abstand zu halten.

»Wir haben sie gefunden«, sagt einer der Vaqueros. »Sie ist tot.«

Don Enrique stellt den Motor ab.

»Sag das noch einmal! Tot?«

»Sí, Patrón. Sie liegt da hinten.« Der Vaquero zeigt auf einen Hügel. »Dahinter ...« Sie hasten den Hang hinauf.

»Wie ist das passiert?«, fragt Don Enrique im Lauf.

Doch der Vaquero ist schon voraus geritten.

»¡Aquí, Señor! Hier!«

Er rammt an der Fundstelle seine Garrocha, die lange Holzstange der andalusischen Stiertreiber, in den Boden.

»¡Aquí!«

Da liegt die Kuh vor ihnen, tot wie ein Stier in der Arena, die Beine starr von sich gestreckt. Mit einer Handbewegung hält der Tierarzt die anderen zurück und nähert sich gebückt dem ausgestreckten Kadaver. Aufmerksam suchen seine Augen nach einer sichtbaren Ursache dieses unerwarteten Todes.

»Hier!«, ruft er und zeigt auf den Nacken der Kuh. »Ganz deutlich!«

»Was?«, fragt Don Enrique und folgt mit den Blicken Dr. Valderas' Fingerzeig.

»Hier auf der Dehesa hat ein Kampf stattgefunden. Jemand hat das Tier auf Torero-Manier getötet.«

Auch die andern erkennen jetzt die Einstiche und die Rinnsale getrockneten Bluts. »¡Qué porquería!«, ruft wütend der Mayoral. »Welche Sauerei!«

»Wer tut so etwas, Ramón?«, fragt Don Enrique seinen Freund und schluckt. »Jemand, der sich mit dem Ritual des Stiertötens genau auskennt. Sieh da!« Dr. Valderas zeigt auf die Einstiche im Nacken der Kuh.

»Jemand hat dem Tier Banderillas ins Fell gerammt. Genau sechs. Die kennen die Regeln.«

»Die?«

»Möglich, es ist die Tat eines Einzelnen«, sagt Dr. Valderas, doch seine Miene drückt Zweifel aus.

»Und da hat er mit dem Degen genau die richtige Stelle getroffen! Das Tier war sofort tot. Perfekt!« Aus der Stimme des Tierarztes klingt Bewunderung.

»Das Publikum in der Arena hätte gejubelt!«

»Verdammte Bande!«, schimpft Don Enrique.

Nur der Mayoral schweigt und starrt mit eisiger Miene auf die Kuh.

»Wenn ich den zu fassen kriege!«, droht er.

»Du solltest die Polizei rufen«, rät Dr. Valderas seinem Freund Enrique.

»Keine Polizei! Wenn das bekannt wird, dass auf unseren Dehesas illegal Kämpfe stattfinden, ist unser Ruf ruiniert!«

Don Enrique verpflichtet seine Männer zum Schweigen.

»Kein Wort zu den andern. Erst recht nicht zu den Frauen! Verstanden?« Die Männer heben die Schwurhand: »Kein Wort!«

»Ihr solltet nachts Wachen aufstellen«, rät Dr. Valderas. »Aber vielleicht habt ihr Glück, und die Banditen ziehen weiter.«

Don Enrique zeigt auf das leblose Tier: »Schafft den Kadaver weg!«

Er blickt zum Himmel. Doch vergebens sucht er nach dem Flugbild kreisender Geier.

»Komm, auf den Schreck trinken wir eine Copita!«, sagt Don Enrique und

zupft seinen Freund am Ärmel, bis er ihm in den Salon des Haupthauses folgt. Don Enrique weist auf eine lederne Sitzgarnitur und lässt sich selbst in einen der Sessel fallen. Er streckt die Beine aus und lehnt seinen Kopf weit zurück.

»So etwas hatten wir in der Gegend noch nie!«

Seine Stimme klingt wie aus dem Grab.

»Sei froh, dass es kein Rinderwahn ist«, tröstet ihn Dr. Valderas. »So verlierst du nur ein einziges Tier.«

»Manchmal denke ich, wir sollten besser Schweine als Stiere züchten. Die werden jedes Jahr in Massen geboren, fressen sich selbst bis zum Platzen mit Eicheln voll, und es klingelt fortwährend in deiner Kasse. Stattdessen muss sich unsereiner mit eitlen Toreros und anmaßenden Empresarios der Stierkampf-Arenen ablagen, nur damit sie deine Stiere als die ›besten und rassigsten‹ Andalusiens zu einem Spottpreis bei dir einkaufen.«

»Da mach dir nichts vor, Enrique. Für die Reifung von Schweineschinken, des echten ›Jamón Ibérico‹ meine ich, brauchst du eine ganz andere Luft. Trockener als hier auf Torocolinas. Da müsstest du wegziehen, nach Huelva oder gar in die Extremadura.«

»Extremadura sagst du? Bin ich ein Quijote?«

»Und denke daran: Nichts fürchten deine Kollegen vom ›Jamón Ibérico‹ mehr als die Schweinepest. Also, bist du dir sicher, dass du ein Schweinehirt werden willst?« Don Enrique schweigt. Sein Freund hat ihn bei der Ehre gepackt. Nach ›Tapferen Schweinen‹ fragt in Andalusien niemand. Und Interviews der Fernseh- und Radiosender mit dem Züchter quiekender Schweine, wie sie bei Stierkämpfen in der Stadt üblich sind, kann er sich nicht vorstellen. Und wie würde sich Doña Isabel als ›Schweinebaronin‹ fühlen? Er greift zum Telefon.

»Pilar? Bring einen ›Fino‹, aber kühl und mit zwei Gläsern. Ja, und ...«

Dann wendet er sich an Dr. Valderas.

»Ramón, ein Sandwich?«

Dr. Valderas nickt.

»Schinken oder Käse?«

»Schinken, bitte.«

Einen Moment blitzt es in Don Enriques Augen.

»Schinken«, sagt er ins Telefon und legt auf.

Pilar kommt mit einem Tablett. Sie grüßt den Gast und lässt die Männer bald wieder allein.

»Diese ...«

»Pilar. Sie heißt Pilar«, hilft Don Enrique dem Freund, sich zu erinnern. »Sie hat Augen und ein Gesicht ... Da stockt einem der Atem.«

»Wenn das mit dem Bein nicht wäre.«

»Schade.«

»¡Salud!«

Die Männer trinken. Dr. Valderas hält das Glas gegen das Licht.

»Du hast eine wahre Goldader getroffen«, sagt er und lacht Don Enrique zu. »Und auf Goldadern stößt du nur, wenn du auch weiter deine Kampfstiere züchtest.«

»Auf die Tradition! Auf die Corrida de Toros Bravos!«

Schon einige Male war Dr. Valderas hier. Sein Sandwich kauend blickt er sich um. Alles um ihn herum erinnert an Stierkampf und Pferde. An den Wänden hängen Ölbilder und Fotografien von Stierkämpfern vergangener Zeiten. In Vitrinen und auf Anrichten stehen Stiere, Toreros und Pferde in Bronze. Präparierte Stierköpfe starren glasäugig ins Leere, zeugen von vergänglicher Kraft und der Überlegenheit ihrer Bezwinger.

»Hallo, ich bin's. Wie geht es euch auf Torocolinas?« – »Leandro?« Einen Moment lang weiß Don Enrique nichts weiter zu sagen. »Bist du noch dran, Papá?« – »Ja, ja. Dein Anruf kommt unerwartet. Ich dachte, um diese Zeit fliegst du hoch über den Wolken.« – »Hier ist kein Wölkchen am Himmel. Ich habe ein paar Tage Urlaub. Wie ist das Wetter bei euch?« – »Nichts als Sonne.« – »Ich dachte, ich komme für ein paar Tage rüber. Ich wollte ... Weißt du, es ist an der Zeit, euch Cristina vorzustellen.« – »Cristina? Nicht diese ...« – »Das ist vorbei, Papá. Cristina wird euch gefallen. Ihr kennt sie von der letzten Feria de Abril. Sie stammt von einem Cortijo weiter im Norden.« – »Aber Manuela und ich fahren am Wochenende zu Mamá nach Sevilla.« – »Dann kommen wir nach Sevilla. Cristina freut sich schon. Ich melde mich. Adiós.«

Eine Weile horcht Don Enrique der Stimme seines Sohnes nach. »Leandro und Cristina! Gut klingt das. So ganz anders als Enrique und Isabel. Cristina erinnert an etwas Durchsichtiges, Zerbrechliches. Isabel war gleich zu Beginn der neueren Geschichte der Name einer Herrscherin. Leandro ist lange erwachsen«, denkt Don Enrique. »Spanien vertraut ihm eine viele Millionen teure Militärtechnik an, und er, der eigene Vater, streitet mit ihm über die neuzeitliche Bewirtschaftung von ein paar Hektar Land! Nun soll der nächste Schritt selbstständigen Handelns folgen: Leandro stellt seine zukünftige Frau vor. Ein Glück, dass Manuela noch nicht flügge ist!«

Ich glaube, der Mayoral hat Miguel verprügelt«, sagt Manuela auf dem Weg nach Sevilla.

Don Enrique sitzt am Steuer der Limousine. Der Lack glänzt schwarz in der Sonne. »Wieso meinst du das?«, fragt Don Enrique. – »Er hatte blaue Flecken im Gesicht und überhaupt ... Er war ganz komisch.« – »Jungen sind manchmal frech und rebellisch.« – »Aber dann muss man sie doch nicht schlagen!« – »Später als Torero wird er nicht nur blaue Flecken haben. Er wird auch sein eigenes Blut sehen. Die Hörner der Stiere sind spitz.« – »Hoffentlich wird Manolito kein Cornalón, ein Stier mit diesen ganz großen Hörnern.« – »Unsere Stiere sind doch keine Wasserbüffel! Manolito wird bestimmt der schönste Stier Andalusiens mit wunderbar gewachsenen Hörnern. Da bekommt der Torero gleich Herzrasen, wenn er ihn vor sich in der Arena sieht.« – »Hoffentlich ist Manolito nicht traurig, dass ich ihn jetzt allein lasse.« – »Pilar wird gut für ihn sorgen, Niña.« – »Pilar meint, Mütter sollten bei ihren Kindern sein.«

Don Enrique sagt darauf nichts. Er ahnt, dass daraus der Gram über den unerfüllten Kinderwunsch einer verschmähten Seele spricht. Doch vielleicht schwingt eine stille Anklage gegen Doña Isabel mit, die es vorzieht, weitab von Mann und Tochter im Stadthaus zu leben, statt die Pflichten einer Herrin auf Torocolinas zu erfüllen.

»Warum fahren wir nicht mit dem Geländewagen, Papa?«

»Der taugt eher für staubige Feldwege und die Jagd. Und er müsste einmal gründlich gewaschen werden.«

Don Enrique weiß, dass seine Frau alles verabscheut, was nach Jauche und Mist riecht. Weiter fragt Manuela nicht. Denn schon biegen sie in Richtung Stadtmitte von der Autobahn ab.

Im Schritttempo lenkt Don Enrique den Wagen durch die Gassen der Altstadt. Die Häuser stammen noch aus der Zeit, als eine Befestigungsmauer den mittelalterlichen Stadtkern umschloss.

»In einer modernen, offenen Stadt kann man breite Straßen und Alleen für

den heutigen Verkehr anlegen«, erklärt Don Enrique auf Manuelas Frage, warum hier alles so eng und erdrückend sei.

»Die Gassen sind gerade so breit, dass eine Pferdekutsche hindurchfahren konnte.«

»Und wenn eine Kutsche von der anderen Seite entgegenkam?«, fragt Manuela weiter.

»Dann musste eine der beiden Kutschen auf einer Plaza oder an einer breiteren Stelle auf die andere warten und sie vorbeilassen.«

»Klar, dass es dabei oft Streit gab«, ist sich Manuela sicher.

»Genau wie heute.«

Don Enrique hupt. Eine Gruppe Touristen schlendert selbstvergessen vor ihnen her und bestaunt die Fassaden. Als sie ankommen, steht Leandros Auto schon in der Durchfahrt zum Innenhof.

Auf dem Treppenabsatz bleiben sie stehen. Oben spielt jemand sehr schön Klavier. Eine unbekannte Musik füllt das Haus. In Manuelas Innern werden die Töne zu schwebenden Figuren, ein Paar, das sich einander zuwendet und umkreist, dann wieder in heftigen Bewegungen auseinanderstrebt, auf dünnem Seil eine unsichere Balance findet, abzustürzen droht und dann in heftigen Überschlügen gewaltige Fliehkraft entwickelt und sich wagemutig vom sicheren Drehpunkt löst. Gleich wird sich zeigen, ob eine Hand die andere zum rettenden Finale sicher fängt ...

»Was ist mit dir?«, fragt Don Enrique und legt seinen Arm um Manuela.
»Nichts. Ich dachte nur ...«

»Ja?«

Doch mit ihrer kindlichen Fantasie will Manuela ihren Vater nicht langweilen. »So könnte ich niemals spielen«, bekennt sie.

»Unser neuer Flügel klingt gut, nicht wahr?«

Don Enrique lächelt. Im Stillen überlegt er, wie viele Kampfstiere er wohl verkaufen muss, um den Preis der teuren Anschaffung aufzuwiegen.

»Komm, lass uns hineingehen.«

Als sie eintreten, sehen sie Leandro und Cristina mit einem Glas in der Hand abseits stehen. Doña Isabel sitzt auf einem Schemel und blättert Rafael die Noten um. Sie sieht als Erste die beiden Ankommenden und winkt kurz mit der Hand. Dann legt sie den Zeigefinger auf ihre Lippen als Aufforderung, sich bis zum Ende des Stücks still zu verhalten. »Wie ein junger König auf seinem Thron sitzt Rafael am neuen Flügel, bewundert Manuela den Bruder. Zum Schlussakkord hält er die Tasten eine Weile mit geschlossenen Augen gedrückt.

»Rafael!«

In der Hitze des Klavierspiels hatte er ihr Kommen gar nicht bemerkt. Jetzt hält Manuela seinen Hals fest umschlungen.

»Bald spielt er sogar vor großem Publikum«, hört Manuela die Mutter sagen. Auch Leandro ist hinzugetreten und begrüßt Don Enrique mit Umarmung und Schulterklopfen.

»Jetzt rei dich endlich von Rafael los«, poltert Leandro. »Ich habe die älteren Rechte.«

Sein Versuch, Manuela wie ein Kleinkind hoch in die Luft zu werfen, misslingt.

»Mein Schwesterchen ist längst kein Küken mehr. Morgen werde ich ihr zeigen, wie ein ausgewachsener Vogel fliegt.«

»Bin ich eine Ente? Ich kann nicht fliegen.«

»Du wirst schon sehen, Schwesterchen.«

Rafael kann sich vom neuen Flügel kaum trennen.

»Auch wenn du dasselbe Stück spielst, hierauf klingt es ganz anders.«

Als Beweis lässt Rafael die Bässe dröhnen und dann ganz hell und zart ein Glockenspiel folgen.

»Jetzt spielst du sogar ohne Noten!«, bewundert Manuela den Bruder.

»Das sind doch nur einfache Fingerläufe«, erklärt ihr Rafael. »Aber die großen Pianisten haben alle ihre Konzertstücke im Kopf.«

Dann lässt er sie auf eine Taste drücken. Der Ton kommt klar und rein an ihr Ohr. »Das klingt wirklich viel besser als auf unserm alten Klavier«, bestätigt Manuela.

»Und hier diese Mechanik!«

Rafael schlägt einen Ton an, und Manuela beobachtet, wie sich das Hebelwerk in Bewegung setzt und den Hammer gegen die Saiten schlägt.

»Es geht alles ganz leicht«, sagt er. – »Aber ich finde Klavier spielen furchtbar schwer.« – »Gitarre ist schwerer. Da musst du dir jeden Ton einzeln suchen.« – Manuela blickt ungläubig. – »Ich würde auch auf dem Klavier nie die richtigen Töne finden.« – Derweil erzählt Cristina von ihrem Zuhause. Das Leben auf einem Cortijo ist ihr nicht fremd: »Jetzt im Sommer wurde bei uns auf der Dehesa der Kork geerntet.« – Don Enrique nickt. »Bald ist auch bei uns der Kork reif.«

Manuela ist neugierig auf die eigene Korkernte. Sie findet nur frühestens alle zehn oder elf Jahre statt. So lange brauchen die Eichen, um eine genügend dicke Korkschiicht auf ihren Stämmen anzusetzen. Beim letzten Mal auf Torocolinas war sie noch ein Kleinkind.

»In diesem Jahr gibt es Unmengen von Eicheln«, fährt Cristina mit ihrer Erzählung fort.

»Dann wird der Schinken sicher besonders gut«, sagt Don Enrique.

»Wie, habt ihr denn keine Stiere?«, fragt Manuela.

»Wir züchten Schweine und produzieren den besten Jamón Ibérico de Bello-ta«, verkündet Cristina stolz.

»Wir und Schweine!«, denkt Manuela und stellt sich vor, wie Miguel als To-tero in der Arena einen Schinken aufspießt.

»Wirst du Leandro heiraten?«, fragt sie.

Cristina blickt unsicher.

»Wenn es so weit ist, Schwesterchen, wirst du es als Erste erfahren«, kommt ihr Leandro zu Hilfe.

Doña Isabel sieht, wie ihr Mann hinter der Zeitung gähnt. Sie weiß, die Wo-che auf dem Cortijo ist für die Männer hart.

»Ihr könntet Cristina die Stadt zeigen«, schlägt sie ihren Kindern vor. »Aber vergesst nicht: Für heute Abend haben wir einen Tisch in der ›Casa Robles‹ bestellt.«

»Sevilla ist immer wieder ein Traum«, lobt Cristina den Vorschlag.

»Was möchtest du sehen?«, fragt Leandro und guckt verliebt.

»Die Giralda! Am liebsten die Giralda! Wenn ich davorstehe, denke ich im-mer, der Turm reicht direkt in den Himmel.«

»Vorsicht! Du bist nicht in Babylon!«, scherzt Leandro.

»Ich gehe mit!«, ruft Manuela. Sie kann sich an der Pracht in der Kathedrale nicht satt sehen. »Aber vorher muss ich Pilar anrufen.«

Im Büro sitzt Manuela an Doña Isabels Schreibtisch. Alles in diesem Raum wirkt erlesen und hell. Die Bürogeräte sind Zeugnisse modernster Technik. Don Enriques Büro auf Torocolinas dagegen zeigt alt-andalusische Strenge. Doch sein Computer ist auf dem neuesten Stand. Leandro hat dafür gesorgt. Unsicher hält Manuela den Telefonhörer in der Hand.

»Mamá, hilfst du mir?«

Wortlos drückt Doña Isabel die Tasten des Telefons und streicht sanft über Manuelas Haar. Ein kurzes Glücksgefühl durchfährt das Kind.

»Pilar, bist du's? Mamá, es funktioniert! Es ist Pilar!«

Aber da hat Doña Isabel den Raum schon verlassen.

»Wo sind die Beiden?«, fragt Manuela, als sie aus Doña Isabels Büro zurück-kehrt. – »Leandro und Cristina sind schon gegangen«, sagt Rafael. – »Sie wollten uns doch mitnehmen.« – »Wir lassen sie am besten allein. Leandro sieht Cristina nur selten.« – »Und Mamá und Papá, wo sind die?« – »Sie machen Siesta. Papá ist müde. Die Woche auf dem Cortijo ... Du weißt schon.« – »Eine schöne Familie ist das. Jeder macht, was er will. Und niemand interessiert sich für mich und

Manolito!« – »Komm, wir gehen«, besänftigt Rafael seine Schwester. »Ich zeige dir meine Musikschule und das Theater. Dann kannst du mir alles über Manolito erzählen.« – »Schule am Wochenende? Das habe ich mir sowieso ganz anders vorgestellt.« – »¡Adiós!«, ruft Rafael, als sie aus der Tür gehen. – »Uns hört ja doch keiner!«, verweigert Manuela den Abschiedsgruß.

Eng und schattig sind die Gassen in der Judería, dem ehemaligen Judenviertel von Sevilla. Die Kühle erfrischt an diesem Septembertag.

»Keine Wolke zu sehen«, unterbricht Leandro das staunende Schweigen, mit dem sie die alten Fassaden betrachten.

»Nach der Sommerhitze braucht das Land dringend Regen.«

»Ihr auf Torocolinas habt doch sogar einen eigenen Stausee«, hält Cristina dagegen. »Ihn zu bauen war eine weise Entscheidung meines Urgroßvaters. Dafür hat er sein ganzes Vermögen geopfert und sich auf Jahrzehnte verschuldet.«

»Für so viel Weitsicht müsstet ihr ihm heute noch auf den Knien danken.«

»Papá fürchtet, dass die Staumauer mit der Zeit Risse bekommt. Dann ist es aus mit der Dankbarkeit.«

Und dann erzählt Leandro vom Wasser auf Torocolinas: dass es uralte Thermen aus der Römerzeit gebe und sogar ein Staubecken für eine Mühle, das aus der selben Zeit stamme.

»Die Römer kannten schon Schöpfräder, mit denen sie bei uns die Stollen ihrer Bergwerke trocken hielten.«

»Dass ihr auf Torocolinas eine so alte Geschichte habt«, wundert sich Cristina.

»Aber die Römer waren längst nicht die Ersten, die Kupfer und Silber aus unseren Bergen schlugen. Schon in der Bronzezeit ...«

In Leandros Erzählung folgt eine lange Aufzählung von Eroberern und Händlern, von Tartesiern, deren Territorium heute nicht mehr genau zu bestimmen sei, den Phöniziern, diesen seefahrenden Handelsleuten, den Griechen, Römern, Goten.

»Und vergiss die Mauren nicht!«, fällt Cristina in Leandros Rede.

Beide stimmen darin überein, dass die Mauren in den Jahrhunderten ihrer Herrschaft das Land völlig veränderten, bis die Toleranz des Denkens auch bei ihnen ein Ende nahm, und die christlichen Mozaraber, die sich die maurische Kultur und die arabische Sprache zu eigen gemacht hatten, in Scharen das Land verließen und im Norden bei den christlichen Glaubensbrüdern Zuflucht suchten. Und als sich die Mauren in grausamen Kriegen gegenseitig zerfleischten, fiel es den christlichen Königen leicht, eine maurische Bastion nach der andern zurückzuerobern.

»Bis dann auch Granada kapitulieren musste.«

»Was Geschichte doch aus Ländern und Menschen macht!«, wundert Cristina sich.

»Und doch ist so Manches geblieben: ihre wunderbaren Paläste und Gärten. Nicht zu vergessen ihre Moscheen ...«

»... auf denen jetzt christliche Kirchen als Wahrzeichen des Triumphes stehen.«

»Bei uns auf dem Dorf haben die Menschen Angst, der Islam käme mit Macht und grausam zurück. Vor allem, seit in Madrid so viele von uns in den Zügen starben. Die armen Menschen!«

Cristina wischt sich die Augen.

»Das, was einmal war, kommt nie zurück, Liebes. Dieser Wahnsinn hat keine Chance«, tröstet Leandro und legt seinen Arm um sie.

»Sie haben ja auch manch Gutes hinterlassen. Denke an ihr raffiniert ausgefütteltes Bewässerungssystem für die Felder und ihre Gärten.«

»Und in manchen Gegenden funktioniert das immer noch«, wundert sich Cristina. »Im Norden Afrikas haben ihre Nachfahren nie aufgehört, von den blühenden Hainen in ›Al-Andalus‹ zu träumen.«

»Und sie steigen dann zu Hunderten in löchrige Boote, um in ihr verlorenes Paradies heimzukehren«, sinniert Cristina.

»Wie das Wasser in den maurischen Anlagen lösen sich auch ihre Wunschvorstellungen in Luft auf. Ich war mit Papá in Israel und habe dort deren Tröpfchenberieselung in den Plantagen gesehen. Das ist auch für uns die Lösung. Das Wasser gelangt direkt an die Wurzeln. Und sie ernten dort pralle Orangen voller Saft, obwohl der Jordan nur noch ein schwach fließendes Rinnsal ist. Sogar der See Genezareth droht ihnen auszutrocknen!«

Cristina zeigt auf den Eingang einer Bar.

»Jetzt hast du mich durstig gemacht. Nicht nur das Land verdorrt.«

Leandro und Cristina stehen am Tresen der Bar und trinken ihren zweiten Café sólo. Cristina blickt verwundert umher.

»In der Stadt leben Frauen viel freier als bei uns auf dem Land«, sagt sie.

»Vergiss nicht: Auch Torocolinas liegt auf dem Land. Da hat unangefochten unser Papá das Sagen. Aber hier in Sevilla ist unsere Mamá die Chefin.«

Cristina lächelt: »Was sagt dein Vater dazu?«

»Papá ist ein Caballero. Vor uns nimmt er Mamá immer in Schutz. Dann redet er wie ein Professor über die glorreiche Zeit nach der Reconquista, in der Spanien von einem König und einer Königin regiert wurde. Schließlich ruhten doch beide trotz allen Streits immer noch friedlich in der Königlichen Kapelle von Granada nebeneinander, meint er.«

»Hast du schon einmal ihr Grab besucht?«, fragt Cristina.

»Ja«, sagt Leandro. »Und die Alhambra. Die müsstest du sehen! Wir könnten doch übers Wochenende, wenn ich wieder einmal Urlaub habe ...«

»Du glaubst doch nicht, dass sich heute auch nur eine Andalusierin in den Harem einer Alhambra sperren ließe?!«

»Sehe ich aus wie ein Sultan?«

Bewundernd blickt Manuela zu Rafael auf, der neben ihr geht. Bald wird er zwanzig und ist schon ein Künstler.

»Warum bist du nicht bei uns auf Torocolinas?« – »Jemand muss doch bei Mamá in der Stadt sein«, sagt Rafael. – »Und warum ist Mamá in der Stadt?« – »Wegen der Adresse. Eine Adresse in der Stadt ist wichtig fürs Geschäft.« – Manuela blickt ungläubig. Stadt oder Land, das spielt doch fürs Geschäft keine Rolle! »Heute geht sowieso alles elektronisch«, sagt Papá. »Hast du eine Freundin?«, fragt sie. – »Mein Freundin ist die Musik«, kommt Rafaels zögernde Antwort. – »Aber ist das nicht furchtbar langweilig, immer nur schwarze und weiße Tasten?« – »Da hast du recht. Tasten, die nicht bewegt werden, sind ausdruckslos wie ein Puppengesicht.« – »Eine meiner Puppen konnte sogar die Augen auf- und zuklappen.« – »Aber konnte sie lachen und weinen? So richtig mit Gefühl und Tränen, meine ich? Siehst du, genau das kann Musik.« – »Ich höre nur immer hohe und tiefe Töne. Manchmal bei Tío Felipe auch die Saiten der Gitarre, wenn er Rosita den Rhythmus zum Tanzen schlägt und sie dazu mit ihren Kastagnetten klappert. Magst du den Flamenco?« – »Er kommt ganz tief aus dem Innern.« – »Dann muss es bei vielen da drinnen ganz finster sein; denn sie ziehen beim Tanzen so ernste Gesichter.« – »Der Ernst drückt Einsamkeit und Verlassensein aus, und mit dem Stampfen der Füße wollen sie sagen: Hier bin ich mit meiner verwundeten Seele!« – »So hat mir das noch keiner erklärt«, sagt Manuela. »Beim Tango in Argentinien ist das alles ganz anders. Da tanzt nicht jeder für sich allein, sondern ›da passt kein Blatt Papier zwischen das Tanzpaar«, sagt Papá. Mamá findet den Tango obszön. Was ist ›obszön«, Rafael?« – Der lächelt verlegen. »Obszön ist ... weißt du, das verstehen kleine Mädchen noch nicht.«

Mit dieser Antwort scheint Manuela zufrieden; denn sie fragt nicht weiter. Vor einem Gebäude mit einem großen Portal bleibt Rafael stehen.

»Hier ist es.« Er zeigt nach oben. »Im vierten Stock.«

Durch ein offenes Fenster zirpen unsicher balancierte Geigentöne. Flinke Hände stolpern auf einem Klavier die Tonleitern rauf und runter. Ein ungeübter Tenor presst sein ›Mi-Mi-Mi‹ durch seine spröden Stimmbänder.

»Das nennst du Musik?« Manuela blickt zweifelnd.

»Aller Anfang ist schwer«, lächelt Rafael.

»Dass du überhaupt noch üben musst! Du kannst doch schon alles.«

»Selbst der größte Künstler wird nie alles können.«

»Aber sie tun alle so«, denkt Manuela.

Sie gehen durch das Portal und durch eine Seitentür ins Innere des Gebäudes. Rafael drückt einen Messingknopf. Hinter einem schwarzen Gitterwerk, das bis in die oberen Etagen reicht, senkt sich langsam ein eiserner Käfig herab. Er ruckelt einige Male, ehe er zum Stillstand kommt. Manuela tritt einen Schritt zurück. Zu sehr erinnert sie der klappernde Mechanismus an ein Gefängnis.

»Hab keine Angst«, beschwichtigt sie Rafael.

»Zu Fuß wären wir längst da«, meint Manuela, als ihre ungewisse Himmelfahrt beginnt.

»Machen die denn hier gar kein Wochenende?«, fragt sie.

»Die Schule gibt bald ihr Herbstkonzert. Du hörst ja: Die meisten müssen bis dahin noch sehr viel tun.«

Rafael begrüßt im Büro die Schulsekretärin. Manuela unterdrückt ein Lachen, als der die Lesebrille von der Nasenspitze rutscht. An den Wänden im Flur hängen Bilder von Instrumenten und Musikern.

»Wer ist das denn?«, fragt Manuela und zeigt auf das Portrait eines Mannes.

»Pablo de Sarasate aus Pamplona. Er trat als Wunderkind mit der Geige auf und kam schon in jungen Jahren zu Weltruhm.«

»Möchtest du auch weltberühmt sein?«

»Das möchte vor allem unsere Mamá«, stöhnt Rafael. »Am liebsten hätte sie, ihre Kinder stünden jeden Tag als Helden oder Stars in der Zeitung.«

»Vielleicht werde ich ja mal eine Torera wie diese ...«

»Nur das nicht, Niña! Ich möchte meine Schwester niemals mit einem Stier in der Arena sehen!«

»Und das hier?«, kehrt Manuela zu den Bildern an der Wand zurück.

»Ist eine Viola. Sie ist größer und klingt voller als eine Geige. Oder da, das Violoncello! Ihr größter Virtuose war Pablo Casals. Er kam aus Vendrell in Cataluña.«

»Da, eine Gitarre!«, staunt Manuela.

»¡Sí, la guitarra clásica!«, bestätigt Rafael ganz in Gedanken. »Kennst du Andrés Segovia? Er war einer von uns. Er stammte aus Linares gleich hinter Córdoba. Seine Aufnahmen müsstest du hören!«

»Und die sind alle schon tot? Ist denn Musik machen so anstrengend? Dann, Rafael, sieh dich vor!« Ihre Stimme klingt besorgt.

»Hab keine Angst, Schwesterherz. Die waren schon alt, als sie starben«, lächelt er. »Und du meinst, jetzt sind sie für alle Zeiten berühmt? Ich mag, wie

Tío Felipe auf seiner Gitarre spielt«, sagt Manuela. »Wenn du ihm zuhörst, denkst du, er erzählt dir uralte Märchen von schönen Prinzen und Prinzessinnen. Wenn dazu noch Rosita singt ...«

»Du magst ihre Musik?«

»Du nicht? Um deine Musik zu verstehen, muss man sie wohl – wie du – richtig studieren.«

»Aber es gibt auch ganz tolle Klaviermusik von spanischen Komponisten.«

Er zählt ihr die großen Namen auf und vergisst nicht zu sagen, dass die Spanier das Klavier erst sehr spät entdeckt haben.

»Später als Amerika?«, fragt Manuela.

Rafael lächelt.

»Viele unserer größten Musiker waren und sind Gitanos. Und deren treueste Braut ist die Gitarre.«

Sevilla, die strenge Schöne, verbirgt ein heißes Herz hinter kühler Fassade. Den Schleier des Orients hat sie längst abgelegt. Zur Fiesta trägt sie als Krone ihre Mantilla im geknoteten Haar. Das Lächeln hinter dem Fächer verrät weder Spott noch Leidenschaft für den Schwärmer, der sie umwirbt. Sie duldet nur flüchtige Annäherung, keine heftige Umarmung, es sei denn, es gelänge, das eiserne Tor zu ihrem Innern zu öffnen, ohne den trotzigsten Stolz zu brechen. Dann ist ihr die Sünde nicht fremd. Zu deren Vergebung stimmt sie voll Inbrunst ins Lamento der Karwoche ein, in der sie ihr Haupt mit Asche bestreut und sich Hände und Füße in Ketten legt. Zuvor geißelt sie ihren willfähigen Leib und hüllt ihn ins dunkle Büssergewand, bis sich am Tag der Auferstehung im göttlichen Glanz der Himmel öffnet und seine Gnade im Übermaß in ihr reuiges Herz gießt. Dieser Lohn für die aus eigenem Willen erlittene Qual ist der himmlische Bonus für ein weiteres Jahr voller Feste, für Musik und Tanz ... und neuen Sündenfall.

»Was schaust du«, fragt Cristina. »Ist mein Haar nicht in Ordnung?« Sie prüft ihr Spiegelbild in einer Schaufensterscheibe.

»No, Cariña, du siehst wunderbar aus.«

Seine Hand fährt ihr zärtlich über Stirn, Nase und Mund.

»Ich stelle mir vor, wie du als Sevillanerin mit Mantilla und Fächer aussähest.«

»Wie, gefallen dir meine Locken nicht?« Ihre Stimme klingt enttäuscht.

»Du siehst aus wie ein Engel.«

Sie blickt ungläubig.

»Aber Engel haben doch goldenes Haar. Und niemand kann sagen, ob sie Mann oder Frau sind.«

»Ich weiß aber, dass du eine Frau bist. Ganz sicher sogar.«

»Gut, dass uns niemand hört«, sagt sie und lächelt.

Leandro hofft, dass sie nicht weiter nachfragt. Sicher hatte sie stundenlang beim Friseur unter der Haube geschwitzt, um sich ihm mit einem Haarschnitt aus dem Modejournal zu zeigen.

Sie haben die engen Gassen verlassen. Ein- und zweispännige Kutschen rasseln mit Touristen beladen vorbei. Im Rhythmus des Pferdeschritts klappern die Hufe den Takt.

»Auch zur Zeit der Kaleschen hätte ich nicht in der Stadt leben mögen«, bekennt Cristina. »Ohne Rücksicht gefahren wurde sicher schon damals.«

Leandro nimmt sie bei der Hand. Vom Rand her beobachten sie die heranahenden Gespanne, schätzen Entfernungen und Zwischenräume ab, hasten durch Lücken und überqueren so die lärmende Plaza. Vor einem prachtvollen Gebäude hält Leandro an.

»Wo sind wir?«, fragt Cristina.

»In diesem Palast wohnt unser Erzbischof«, antwortet Leandro.

»Er ganz allein?«

Leandro lacht.

»Nein, nicht ganz. Im dritten Stock gibt es sogar ein Hotel. ›Los Seises‹ heißt es.« »Und was bedeutet ›Los Seises‹?«

»Das hat mit der Feier der Messe in der Zeit nach der Reconquista zu tun. Seither ist es Tradition, dass eine Gruppe von sechzehn Jungen der Stadt vor dem Hauptaltar der Kathedrale in prächtigen Uniformen singen und tanzen darf und dazu die Kastagnetten spielt. Diese Gruppe heißt ›Los Seises‹.«

»Und du warst einer von ihnen ...« – »Woher weißt du das?« – »Hättest du mich sonst hergeführt?« – »Nicht nur deshalb. Komm, ich zeige dir was.« – Leandro betritt mit Cristina das Innere des Palastes. Furchtsam blickt sie umher. »Hab keine Sorge! Dem Erzbischof wirst du nicht auf den Fluren begegnen. Wir gehen nur ins Hotel.« – »Nein, nicht ins Hotel!« Sie bleibt stehen. – »Ich will doch kein Zimmer mieten, Cariña! Ich will dir nur den Himmel und die Unterwelt zeigen.« – »Unterwelt?« – »Vertrau mir!«

Der Aufzug bringt sie in die dritte Etage. Mit der Rezeptionistin wechselt Leandro einige Worte. Die junge Frau blickt kurz zu Cristina herüber und nickt.

»De acuerdo. Einverstanden.«

»Er scheint sie zu kennen«, denkt Cristina. »Sie ist hübsch.«

Wieder besteigen sie den Aufzug und fahren weiter ins Dachgeschoss. Oben öffnet sich ihnen der Blick über die Stadt.

»Das Panorama ist herrlich!«, ruft Cristina.

Erst dann erkennt sie, dass sie neben der spiegelnden Wasserfläche eines Schwimmbassins stehen. Lang auf gepolsterten Liegen ausgestreckt räkeln